

(Nachdruck verboten.)

59) **Toma Gordjejew.**

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

„Brüder,“ krächzte der unförmig dicke Dampfschiffbesitzer Jaskischurov. „Ich kann ohne Hering nicht leben! Ich fange unbedingt mit dem Hering an . . . so bin ich einmal.“

„Musikanten, spielt den „Persischen Marsch!“

„Bartet! Spielt lieber: „Wie herrlich thront der Herr“ . . .“

„Also los: Wie herrlich . . .“

Das Stöhnen der Maschinen und das Lärmen der Dampfschiffsräder verschmolz mit den Musikklängen und bildete in der Luft etwas, was dem wilden Gesang des Wintersturmes ähnlich war. Das Pfeifen der Flöte, der schrille Ton der Klarinette, das düstere Brummen der Pässe, das Wirbeln der kleinen Trommel und das Donnern der großen — das alles vereinigte sich mit dem monotonen, dumpfen Plätschern der das Wasser zerteilenden Räder, drang ruhelos durch die Luft, verjählang den Klang der Menschenstimmen, folgte wie eine Windbraut dem Dampfschiff und machte die Leute noch lauter schreien. Manchmal ertönte in der Maschine das boshafte Zischen des Dampfes, und in diesem Ton, der unerwartet in das Chaos des Dröhnens, Seulens und Schreiens drang, war etwas Gereiztes und Heringschäbiges.

„Warum wolltest Du mir meinen Wechsel nicht diskontieren? Das werde ich Dir bis ans Ende nicht vergessen!“ schrie jemand mit wilder Stimme.

„Laßt das! Ist denn hier der Ort, um miteinander abzurechnen?“ ertönte Bobrows Bassstimme.

„Brüder, man muß Reden halten!“

„Die Musik — pst!“

„Komme zu mir in die Bank, ich werde Dir erklären, warum ich ihn nicht diskontiert habe . . .“

„Eine Rede! Ruhe . . .“

„Die Musik soll aufhören!“

„Spielt „Auf der Wieje . . .““

„Madame Angot!“

„Nein! Jakob Tarassowitsch — wir bitten!“

„Das heißt „Straßburger Pastete“ . . .“

„Wir bitten! Wir bitten!“

„Die Pastete? Nein, ich glaube nicht . . . nun, ich werde aber doch essen . . .“

„Tarassowitsch, fange an . . .“

„Meine Brüder! Es ist lustig! Bei Gott . . .“

„Und in der „Schönen Helena“ ist sie fast ganz nackt aufgetreten,“ erklang plötzlich im Lärm Robustows dünne, gerührte Stimme.

„Wart einmal! Jakob hat Esau betrogen? Na, also!“

„Ich kann nicht! Meine Zunge ist ja kein Hammer, und ich bin nicht mehr jung . . .“

„Jakow! Wir alle bitten!“

„Thu uns die Ehre an!“

„Wir werden Dich zum Bürgermeister wählen!“

„Tarassowitsch, laß Dich nicht bitten!“

„Pst! Still! Meine Herren, Jakob Tarassowitsch will ein paar Worte sagen!“

„Pst!“

Und gerade jetzt, als der Lärm verstummte, ertönte ein lautes, entrüstetes Flüstern:

„Und wie sie mich da gekniffen hat, das Luder!“

Und Bobrow fragte mit lauter Bassstimme:

„An welcher Stelle?“

Ein donnerndes Lachen ertönte, verstummte aber bald, denn Jakob Tarassowitsch erhob sich, räusperte sich, strich über seine Glase und musterte die Versammlung mit einem ernsten Blick, der nach Aufmerksamkeit heischte.

„Nun, Brüder, öffnet die Ohren!“ rief Komonow vergnügt aus.

„Meine Herren Kaufleute!“ begann Majakin lächelnd.

„In den Reden der Gebildeten und Gelehrten kommt ein Fremdwort vor, das Kultur heißt. Ich will also über dieses Wort reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

„Sieh mal an, wo der hinaus will!“ ertönte ein zufriedener Ausruf.

„Pst! Ruhig!“

„Berehrte Herren!“ sprach Majakin mit erhobener Stimme. „Man schreibt in den Zeitungen unablässig davon, daß wir Kaufleute mit der Kultur nicht bekannt sind, sie nicht wollen und nicht verstehen. Und man nennt uns wild und unkultiviert. Was ist denn die Kultur? Mich alten Mann hat es getränkt, solche Reden zu hören; ich habe dieses Wort untersucht und habe finden wollen, was es enthält.“

Majakin machte eine Pause, musterte das Publikum und sprach deutlich weiter, indem er triumphierend lächelte:

„Nach meinen Untersuchungen hat es sich ergeben, daß dieses Wort Vergötterung bedeutet, das heißt Liebe, höchste Liebe zur Lebensarbeit und Lebensordnung. „So!“ habe ich gedacht, „also das!“ Ein Kulturmensch ist also derjenige, der die Arbeit und die Ordnung liebt . . . der es überhaupt liebt, das Leben zu ordnen, der zu leben liebt, der sich seines eignen Wertes und des Wertes des Lebens bewußt ist. Gut!“

Jakow Tarassowitsch zuckte zusammen; die Runzeln zogen sich strahlenförmig von den lächelnden Augen zu den Lippen hin, und sein ganzer kahler Kopf sah einem dunkeln Stern ähnlich.

Die Kaufmannschaft sah ihm schweigend und aufmerksam in den Mund, und alle Gesichter waren voll gespannter Aufmerksamkeit. Die Leute waren in der Stellung erstarrt, in welcher Majakins Rede sie vorgefunden hatte.

„Wenn dieses Wort so gedeutet werden muß, wenn es so ist — es ist aber so —, dann verleumden und lästern die Menschen, die uns unkultiviert und wild nennen! Denn sie lieben nur das Wort und nicht dessen Sinn, und wir lieben die Wurzel des Wortes und dessen wahren Inhalt, wir lieben die That! Wir haben ja den richtigen Kultus des Lebens, das heißt die Vergötterung des Lebens in uns, nicht sie! Sie lieben das Käufmieren und wir das Handeln . . . Und das Beispiel unsrer Kultur, das heißt der Liebe zur That, ist die Wolga, meine Herren Kaufleute! Hier ist sie, unser teures Mütterchen! Sie kann mit jedem Tropfen ihres Wassers unsre Ehre aufrecht erhalten und die leeren Verleumdungen widerlegen . . . Meine Herren, es sind nur hundert Jahre vergangen, seit unser Zar, Peter der Große, auf diesen Fluß Segelboote gesetzt hat, und jetzt schwimmen darauf Laufende von Dampfschiffen . . . Wer hat sie gebaut? Der russische Bauer ist ganz unwissend! Wem gehören alle diese ungeheuren Dampfschiffe und Barken? Uns! Wer hat sie sich ausgedacht? Wir! Hier gehört alles uns, hier ist alles die Frucht unsres Verstandes, unsres russischen Scharfblicks und der großen Liebe zur Arbeit! Niemand hat uns dabei geholfen! Wir haben auf der Wolga selbst Fischereien eingerichtet, haben für unser eignes Geld Arbeiter gemietet, und haben dann auf all den Tausenden von Bersten ihres Laufes Tausende von Dampfschiffen und allerlei Booten schwimmen lassen. Welche ist die beste Stadt an der Wolga? Die, wo die meisten Kaufleute wohnen. Welche Häuser sind die besten in der Stadt? Die der Kaufleute! Wer sorgt sich am meisten um die Armen? Der Kaufmann! Er sammelt Groschen und Kopelen und speiset so Hunderte von Tausenden. Wer hat die Kirchen errichtet? Wir! Wer giebt dem Staat am meisten Geld? Die Kaufleute! Meine Herren! Nur wir lieben die Arbeit um der Arbeit willen, um unsrer Liebe zur Regelung des Lebens willen, nur wir lieben die Ordnung und das Leben! Und wer über uns anders spricht, der spricht Unsinn und sonst nichts! Lassen wir sie nur reden! Wenn der Wind weht, rauscht die Weide, und wenn er zu wehen aufhört, schweigt die Weide. Und man kann aus der Weide weder eine Deichsel, noch einen Besen machen, es ist ein nutzloser Baum! Sie lärt auch nur ihrer Nutzlosigkeit wegen. Was haben denn unsre Richter gethan, wodurch haben sie das Leben verschönt? Das ist uns unbekannt. Und unsre Thaten sind allen sichtbar! Meine Herren Kaufleute! Da ich in Euch die lebensfähigsten, arbeitssamsten Menschen sehe, die ihre Arbeit lieben, da ich in Euch die Menschen sehe, die alles gethan haben und alles thun können, erhebe ich von ganzem Herzen, voll Liebe und Achtung für Euch diesen vollen Becher und trinke auf das Wohl der tüchtigen, seelenstarken, arbeitssamen russischen Kaufmannschaft, Hoch soll sie leben! Gedeiht zum Wohl des Vaterlandes! Hurra—a!“

Majakin schriller, zitternder Ausschrei rief ein betäubendes, begeistertes Brüllen der Kaufleute hervor. Alle diese großen, fleischigen Körper, die vom Wein und von der Rede des Alten erregt waren, fuhren auf und ließen einen so einigen, massiven Schrei aus ihrer Brust dringen, daß alles um sie herum sich zu bewegen und zu zittern schien.

„Jakow! Du bist Gottes Posaune!“ schrie Subow und streckte sein Glas Majakin hin.

Die Kaufleute stürmten erregt, manche mit Thränen in den Augen, die Gläser in den Händen, auf Majakin zu, wobei sie die Sessel umwarfen und gegen den Tisch stießen, so daß das Geschir und die Flaschen klirrten und fielen.

„Weißt Du, was da gesagt wurde?“ fragte Kononow, indem er Robustow bei der Schulter packte und ihn schüttelte. „Begreife nur! Das war eine bedeutungsvolle Rede!“

„Jakow Tarassowitsch! Erlaube, daß ich Dich umarme!“

„Hoch Majakin!“

„Musikanten spielt . . .“

„Einen Tusch! Den Persischen Marsch!“

„Wir brauchen keine Musik, zum Kukud!“

Hier ist die Musik! Ach, Jakow Tarassowitsch! Der hat einen Verstand!“

„Gering war ich unter meinen Brüdern, ich war aber mit Verstand begnadet . . .“

„Du lägst Trofim!“

„Jakow! Du wirst bald sterben . . . ach, das ist schade! Es ist gar nicht zu sagen, wie schade!“

„Aber was das für eine Beerdigung sein wird!“

„Meine Herren, wollen wir einen Majakin-Fonds stiften? Ich gebe einen Tausender her.“

„Schweigt! Wartet!“

„Meine Herren!“ begann Jakow Tarassowitsch zitternd wieder zu sprechen. Und wir sind auch noch darum die lebensstüchtigsten Menschen und die waren Herren in unsrem Vaterland, weil wir Bauern sind!“

„Das ist wahr!“

„So! Ist das aber ein Alter!“

„Wartet! Laßt ihn sprechen!“

„Wir sind Urrussen, und alles, was von uns kommt, ist urrussisch! Es ist also das Mächtige, das Nützlichste und Notwendige!“

„Wie zweimal zwei vier ist!“

„Das ist einfach!“

„Er ist klug wie eine Schlange!“

„Und sanft wie . . .“

„Ein Geier! Ha — ha!“

Die Kaufleute bildeten einen engen Ring um ihren Redner; sie blickten ihn mit glänzenden Augen an und konnten vor Aufregung seiner Rede nicht mehr folgen. Um ihn herum erhob sich ein Stimmengewirr, das mit dem Lärm der Maschine und mit dem Plätschern des Wassers unter den Rädern verschmolz und einen Wirbelwind von Tönen bildete, der die zitternde Stimme des Alten verschlang. Die Aufregung der Kaufleute wuchs immer mehr; alle Gesichter strahlten vor Genugthuung. Hände mit Gläsern streckten sich zu Majakin hin; man klopfte ihm auf die Schultern, stieß ihn, küßte ihn und blickte ihm gerührt ins Gesicht. Jemand quietschte vor Entzücken:

„Die Komarinskaja! Den Nationaltanz!“

„Das alles haben wir gemacht!“ schrie Jakow Tarassowitsch und wies auf den Fluß hin. „Das alles gehört uns! Wir haben das ganze Leben aufgebaut!“

Plötzlich erklang ein lauter Ausruf, der alle Leute über-tönte:

„So! Ihr seid es? Ach ihr . . .“

Und gleich darauf drang deutlich durch die Luft ein gemeinsames Schimpfwort, das in großem Zorn mit dumpfer, doch kräftiger Stimme ausgesprochen wurde. Alle hörten es auf einmal und schwiegen eine Sekunde lang, indem sie mit den Augen denjenigen suchten, der sie beschimpft hatte. Man hörte jetzt nur das schwere Stöhnen der Maschine und das Knarren der Ruderketten.

„Wer schimpft da?“ fragte Kononow mit gerunzelten Brauen.

„Ach! Es kann bei uns nie ohne Skandal abgehen!“ sprach Resnikow und seufzte bekümmert.

„Wer hat grundlos geschimpft?“

Die Gesichter der Kaufleute spiegelten Unruhe, Neugierde, Erstaunen und einen Vorwurf wider, und alle Anwesenden gerieten in Verwirrung. Nur Jakow Tarassowitsch war ruhig und schien von dem Vorfall sogar befriedigt zu sein.

Er hob sich auf die Fußspitzen, sah mit ausgestrecktem Halse irgend wohin an das Ende des Tisches, und seine Augen glänzten seltsam, als habe er dort etwas Angenehmes erblickt.

„Gordjew . . .“ sagte Zona Zuskow leise.

Alle Köpfe wandten sich nach der Richtung, wohin Jakow Majakin blickte. Dort stand Zoma und stützte sich mit den Händen auf den Tisch. Sein Gesicht war vor Zorn verzerrt, er fletschte mit den Zähnen und blickte mit flammenden, weit offenen Augen schweigend auf die Kaufleute. Seine untere Kinnlade zitterte, die Schultern zuckten und die Finger, die sich an den Tischrand festkrallten, krachten krampfhaft am Tisch-tuch. Beim Anblick seines wolfsähnlichen, zornigen Gesichts und seiner erregten Stellung schwieg die Kaufmannschaft von neuem eine Weile.

„Was gloßt Ihr so?“ fragte Zoma und begleitete seine Frage wieder mit einem kräftigen Schimpfwort.

„Er ist betrunken!“ sagte Bobrow kopfschüttelnd.

„Warum hat man ihn nur eingeladen?“ flüsterte Resnikow leise.

„Zoma Ignatjewitsch!“ sagte Kononow ernst. „Mache keinen Skandal. Wenn es Dir etwa schwindlig ist, geh' still und friedlich in die Kajüte und leg' Dich dort hin, Bruder! Leg' Dich hin, mein Lieber, und . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die verhängnisvolle Wurst.

Ueber ein Zollsuriosum erster Ordnung berichtet aus Aachen das dortige „Politische Tageblatt“ in folgenden amüsanten Darlegungen:

Fräulein Müller in Aachen besuchte vor einigen Wochen ihren Bruder Müller, der seit langem in Neapel ansässig ist. Sie macht dort, wie selbstverständlich, einige Einkäufe, Geschenke für Angehörige usw., und sandte einen Teil des Gepäcks nach Aachen voraus. Im letzten Augenblick stellt sich nun heraus, daß der Handloffer der Dame wohl noch die nötigen täglichen Gebrauchsgegenstände aufnehmen konnte, für zwei Paar Stiefel aber keinen Raum mehr bot. Fräulein Müller ließ nun diese Stiefel zurück und kam mit ihren sämtlichen Sachen, von denen nichts zu verzollen war, unangefochten nach Aachen. Ihre Stiefel standen aber in Neapel und harrten der Rücksendung.

Herr Müller in Neapel steht geschäftlich mit einem in Aachen wohnenden Schwager Namens Meier in regelmäßiger Verbindung. In der Familie des Herrn Meier verkehrt nun Fräulein Müller. Und so ist es wohl begreiflich, daß sich Herr Müller in Neapel sagte, es sei richtiger, die Stiefel der Schwester statt an deren Privatadresse an die des Schwagers zu senden, der ja, wie er wußte, außer italienischen auch englische, französische und belgische Waren empfing, und dem also ein Erscheinen an der Zollabfertigungsstelle keinerlei Unbequemlichkeit bot. Außer einigen frischen Zitronen legte Herr Müller den Stiefeln noch eine hochfeine geräucherte Wurst bei, von der er sich mit Recht eine angenehme Bereicherung des schweizerischen Frühstückstisches versprach.

Herr Meier in Aachen erhielt nun am vorigen Donnerstag, morgens, von der Zollabfertigungsstelle die offizielle Benachrichtigung, es sei für ihn eine Sendung aus Neapel angelangt, die der Abholung harre. Herr Meier sandte daraufhin einen seiner Angestellten, der mit den zollamtlichen Geschäften immer beauftragt wird, am Donnerstagnachmittag zur Zollbehörde, aber statt mit dem erwarteten Stiefelpaket kommt der Angestellte mit dem Bescheid zurück, Herr Meier müsse selbst kommen, in dem Paket befände sich eine Wurst, die nicht ausgeliefert werden könne, sondern vernichtet werden müsse. Herr Meier glaubte an irgend ein Mißverständnis und eilte schleunigst zum Hauptzollamt. Dort wurde ihm der überraschende Bescheid, es befände sich bei der Sendung neben gebrauchten Stiefeln und frischen Zitronen eine italienische Wurst. Letztere dürfe auf Grund des Fleischbeschau-Gesetzes vom 8. Juni 1900, das die Einfuhr zerkleinerten Fleisches aus dem Auslande verbietet, nicht ausgeliefert werden. Auf die Frage des verblüfften Herrn Meier, der bis dahin von der Existenz dieser Wurst im Stiefelpaket und erst recht von deren Gesetz- und Polizeiwidrigkeit nicht die mindeste Ahnung hatte, was denn nun geschehen solle, erfolgte die Antwort: Entweder müsse die Wurst an Ort und Stelle vernichtet werden, oder aber der Empfänger müsse sich zur Wiederausführung verpflichten.

Diese letztere Bedingung wurde Herrn Meier dann wie folgt erläutert: Er möge sich zu einer von ihm zu bestimmenden Stunde im Hauptzollamt einfinden, dort würde man ihm die Wurst übergeben, ein Zollbeamter würde ihn bis zur holländischen Grenze nach Baals geleiten, und was er dann mit dem Objekt begimme, sei seine Sache, nur sei ein Militärtransport auf deutsches Gebiet ausgeschlossen. Durch diese Erklärung, die sich völlig mit den gesetzlichen Vorschriften deckte, kam Herr Meier zur richtigen Würdigung der tragikomischen Situation. Zu ändern war die Sache nun einmal nicht, und deshalb sagte er

W: „Ich bringe die Wurst ruhig morgen nach Waals in das Restaurant meines Freundes Schulze, und Sonntag früh lade ich die Mitglieder des Radfahrerklubs, dem ich angehöre, ganz einfach zu einem Wurstfrühstück in Waals ein!“

Herr Meier erklärte dann, am nächsten Tag, Freitagnachmittag 3 Uhr, die Wurst auszuführen zu wollen.

Der Freitag brachte aber für Herrn Meier soviel geschäftliche Verpflichtungen und Anforderungen, daß an die Tour nach Waals unter keinen Umständen zu denken gewesen wäre. Zudem wurde das Wetter so schlecht, feucht und regnerisch, daß auch die Veranstaltung einer Radfahrt für den Sonntag unmöglich oder mindestens aussichtslos erschien. Unergerlich antwortete der physisch ganz Ungepannte einem Bekannten, der sich scherzend nach der Wurst erkundigte: „Mag man sie vernichten! Ich laufe ihretwegen nicht nach Waals!“

Ohne das Verhängnis zu ahnen, das sich über seinem schuldlos-schuldigen Haupte zusammenzog, arbeitet Herr Meier seelenruhig am Samstag in seinem Bureau. Da wurde ihm durch einen Eilboten ein amtliches Schriftstück ausgehändigt des Inhalts: „Sie werden aufgefordert, die für Sie auf unserer Post-Zollabfertigungsstelle lagernde Wurst wieder ins Ausland auszuführen, widrigenfalls wir uns veranlaßt sehen, eine wissentliche bzw. fahrlässige Verletzung des in § 12 Abschnitt 1 des Fleischbeschau-Gesetzes vom 3. Juni 1900 ausgesprochenen Einfuhrverbots anzunehmen und eine strafrechtliche Verfolgung anzuordnen.“ Herr Meier weiß nichts andres zu thun, als direkt zum Zollamt zu stürzen und dort zu bitten, man möge die Wurst vernichten. Achselzuckend erklären die Beamten das nun für gesetzlich unmöglich, da Herr Meier bei seiner Vernehmung ausdrücklich erklärt habe, die Wurst wieder auszuführen zu wollen. Unter diesen Umständen blieb Herrn Meier jetzt nichts übrig, als sein Erscheinen zur Ausführprozedur für Montagnachmittag 3 Uhr zuzusagen.

Um diese Stunde hat sich denn auch das höchstpeinliche Ereignis begeben.

Herr Meier fand, am Zollamt angelangt, einen Beamten in der für Grenzangelegenheiten angeordneten Ausrüstung, mit geladenem Gewehr usw. bereit, der ihn nach Waals geleite, und also die Ausfuhr der Wurst auf holländisches Gebiet überwachen sollte. Die Wurst wurde aus dem zollamtlichen Verfaß hervorgeholt, und, nachdem ihre Identität festgestellt war, Herrn Meier übergeben, der sie vor den Augen des bestellten Begleiters in seine Rodtasche schob. Nach Erledigung aller Formalitäten wanderten nun Herr Meier und der Beamte nach Waals. Auf der Waalser Chaussee angelangt, machte Herr Meier den Vorschlag, die gerade vom Zoologischen Garten kommende Straßenbahn nach Waals zu besteigen. Der Beamte lehnte aber diese gutgemeinte Abkürzung des Verfahrens ab mit dem Bemerkten, daß er im Dienst sei, deshalb gehen müsse und nicht fahren dürfe.

An der holländischen Grenze angelangt, wurden Herr Meier und seine Wurst zollamtlich unanfechtbar befunden. Noch eine kurze Wegstrecke — und mit freundslichem Gruß verabschiedete sich der holländische Beamte und sah der Wurst und dem Träger derselben im Gefühle treuer Pflichtersfüllung nach — die Grenze lag jetzt zwischen Deutschland und dem italienischen Eindringling.

Herr Meier aber eilte schnellen Schrittes weiter. Am Halteplatz der Kleinbahn angelangt, sah er einen Kleinbahnwagen in der Vorbereitung zur Abfahrt. Es blieb ihm eben Zeit, auf seinen Freund, den Restaurateur Schulze, der gerade in der Hausthür seiner Restauration stand, zuzulärzen, um ihm das Paket mit den Worten: „Da ist eine Wurst“ in die Hand zu drücken. Herr Schulze rief dem Forteilenden nach; „Was soll ich damit?“ „Aufbewahren“, lautete die Antwort, und bald sah Herr Meier in der Straßenbahn und fuhr heim. Am Zollbureau gab es dann noch ein rührendes Widersetzen zwischen Herrn Meier und den Zollbeamten, und es war selbstverständlich, daß diese eine besonders genaue Visitation des von ihm benutzten Wagens vornahmen. Herr Meier traf um 5 Uhr von der wichtigen Expedition dahaim ein.

Und die Veranstalterin der ganzen Begebenheit die Wurst? — Ja die genießt vorerst die Gastfreundschaft des Herrn Schulze und wird sich unter dessen kundiger Pflege wohl befinden, bis der Radfahrerklub eines schönen Morgens demächst in Waals anlangt, um sie nebst einigen Erzeugnissen der Schützlichen Küche ihrer rechten Bestimmung zuzuführen. — Herr Müller in Neapel wird beim Durchlesen dieser Zeitung wohl zu dem Entschlusse gelangen, seine brüderliche Teilnahme nicht wieder durch Sendung einer Wurst zu befehlen. —

Kleines Feuilleton.

K. „Sinter den Coullissen des „Variété“ ist eine interessante Klauerei betitelt, die ein ehemaliger Direktor eines „erstklassigen Spezialitätentheaters“ in der Aprilnummer von „Belhagen und Mofings Monatsbesten“ veröffentlicht; er giebt darin eine Charakteristik des eigenartigen Völkchens der „Artisten“ und macht besonders über die Einkommensverhältnisse derselben ganz überraschende Angaben. Von den Wagen, die den Artisten gezahlt werden, schreibt er, macht ein Unbeteiligter sich keinen Begriff. Selbst gutgestellte Hofschaulspieler schämen mit Reid zu solchen Summen empor. Die teuren Opernkkräfte allein können den Ver-

gleich aushalten. — In der That steht das Einkommen der erstklassigen Artisten meistens in einem schreienden Gegensatz zu ihrer Bildung und zum Kunstwert ihrer Leistungen. Aber es denkt ja auch niemand daran, hier mit künstlerischem Maßstab zu messen. Nur der Unterhaltungs- und Kuriositätswert beeinflussen das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Technische Geschicklichkeit, mit der „Arbeit“ verbundene Lebensgefahr, Prunk der Kostüme und der Ausstattung sind vor allem von Bedeutung. Auch die beliebteren Komiker haben sehr hohe Bezüge. Der billigste Komiker, den ich überhaupt auf mein erstklassiges Brett stellen durfte, erhielt 500 bis 600 Mark, die Durchschnittsgage für Komiker oder vielmehr für Humoristen betrug während meiner Amtszeit 800 bis 1200 Mark monatlich. Ein bekannter älterer Süddeutscher hat oder hatte in jenen Jahren den festen Preis von 2600 Mark, sein meistbegehrter norddeutscher Kollege 3000 Mark für den Monat. Dieser, der sich seine meist witzigen und bisweilen satirischen Couplets selber zu schreiben pflegt, soll es seitdem auf die doppelte Summe gebracht haben. Wenn dies auch für deutsche Verhältnisse eine Ausnahme ist, so darf man doch sagen, daß das Brot eines Komikers im allgemeinen eines der weigst harten auf dieser hartgebadenen Erde ist. Die Gagen der Soubretten, d. i. der kürzer geschürzten, jezt meist „französisch-lange“ oder „fußfreie“ Kostümtragenden, zu etwas Vortrag und etwas Temperament verpflichteten Sängerrinnen bewegen sich in ähnlichen Grenzen. Beschidenere Ansprüche machen die seriösen, lange Konzertroben tragenden, nur singenden, meist recht langweiligen Lieder- und Walzerfängerinnen, die fast ausschließlich in den kleineren und mittleren Betrieben vorkommen und zu den „Füllnummern“ gehören. Damenduetto erhalten in den besseren Variétés sechshundert bis tausend Mark, Tanzduette etwas mehr; komische Duette, die aus einem Herrn und einer Dame bestehen, tausend bis zweitausendvierhundert Mark, in manchen Fällen, namentlich wenn es sich um die ersten Vertreter der französischen Excentrikomik handelt, noch mehr. Bessere Damen-Ensembles von fünf bis sechs Mitgliedern acceptieren nicht unter 1800 bis 2000 M., die erfolgreichsten der angelsächsischen „Sisters“-Zusammenstellungen fordern 2400 bis 4000 M. monatlich und erhalten sie auch. Venediswert erscheinen jene Solodamen, denen Mutter Natur zwar wenig Stimme und Talent, dafür aber besonders wohlgefälliges Neuzere mitgab, und die sich dann durch stamenswerte Sparsamkeit eine prächtige Brillantensammlung und fürstliche Toiletten zu erwerben verstanden. Mit nicht allzu verschämter Reflame bringen sie es leicht zur „Attraktion“ und erzielen als solche, namentlich wenn sie aus Paris kommen, in unren größten hauptstädtischen Brettlinstituten 4000, 5000, 6000 M. im Monat und mehr. Auch Gymnastiker können glänzende Honorare erreichen. Die Luft-Turntrios erhalten durchschnittlich 2000 bis 3000 M. pro Monat, zwei erstklassige Redtoren beziehen zusammen 1200, 1500 M. und mehr, ein renommirtes Redtrio 1500 bis 2000 M. Körperliche Leistungen werden um so höher honoriert, je origineller die „Aufmachung“ ist. Die höchste kollegiale Anerkennung des Artisten lautet: „Er versteht seine Nummer zu verkaufen.“ Hat eine wenigstens teilweise durch Neuheit verblissende Einleitung oder ein neuer Haupttrick (das Ziel der Sehnsucht jedes rechten Artisten) noch den Vorzug einer starken komischen Wirkung, so wird die Nummer — herborragende gymnastische Produktionen selbstverständlich vorausgesetzt — schier mit Gold angezogen. So ist die Normalgaga eines englischen Excentric-Schlappseil-Specialisten 1600 M., der paar besten Originaljongleure bis 3 und 4000 M., der begehrtesten „Knoch-Abonts“ (je zwei bis drei excentrische Akrobaten amerikanischer und englischer Urfunft) 2 bis 4000 M. Bei dem ungeheuren Angebot guter Normalakrobaten sind in dessen ganze Familien von fünf bis 8 Köpfen, die in einem Programm zwei bis drei tüchtige, wenn auch unoriginelle Nummern stellen können, schon unter 1000 M. zu haben. —

Theater.

Schauspielhaus. „Frau Anne.“ Ostermärchen von Mary Möller. — Es handelt sich dabei um die Illustration zu einem Predigttext: die Trauer um die Toten. Auch die tiefste, die der Mutter um das gestorbene Kind, soll nicht zu dumpfbrütender Verzweiflung werden; nicht durch endlos wiederholte Thränenströme, die das Herz ausblößen und die Augen blind machen, sondern durch werktätige Liebe und Hingebung im Geiste der Verstorbenen wird das Gedächtnis dieser wahrhaft geehrt. Eine sehr beherzigenswerte Mahnung, die ihren menschlich guten Sinn auch dann noch nicht verliert, wenn sie mit allerhand vagen christlichen Glaubensvorstellungen und Jenseitshoffnungen vermischt vortragen wird. Nur ist ein solcher Vortrag nicht das Amt des Dichters. Was wir von ihm erwarten, ist die in die Tiefe dringende Gestaltung von Schicksalen und Charakteren, die unsre Phantasie machtvoll in ihren Damm zwingt. Uns an ethische Gedankenkreise zu erinnern, ist darum freilich dem Poeten nicht verliagt. Das Vernünftige, lebendig Konkrete der Gestaltung schlägt die zu allgemeineren — also auch ethischen — Ideen aufsteigende Reflexion natürlich nicht von sich aus. Aber hierauf eben, daß die Erinnerung an Allgemeines durch ein Lebendiges, das uns als solches bewegt und erschüttert, vermittelt werde, kommt es an. Dies entscheidet. Und was die meisten ethisierenden Dichtungen so unaussprechlich macht, ist nichts andres, als daß sie ohne solche Vermittelung durch ein Lebendiges ihre Gedanken an den Mann bringen wollen, daß sie überhaupt nicht Dichtungen, sondern nur mächtren exemplifizierende und illustrierende Vor-

träge zu irgend welchen moralischen Texten sind. Die poetische Form dient da als bloße Maske für die Gedanken.

Das Märchenstück des Herrn Möller ist ein hervorragend verunglücktes Exemplar dieser unglücklichen Gattung. Es gemahnt in seiner gezeigten Einfachheit an die Paul Thumannschen Illustrationen selbigen Angedenkens. Frau Anne, die Blonde Gemahlin eines irgendwo herrschenden Königs, der auf den Namen Astolph der Große hört, hat ein Mädchen Namens Jaira geboren, den Inbegriff alles Höflichen und Schönen. Das ganze Leben des Hofes dreht sich um dieses „unser gnädiges Kindchen.“ Um uns das klar zu machen, braucht's einen ganzen Akt.

Die Handlung des zweiten Aktes, der mit einem überaus geschickt inszenierten Kinderreigen einsetzt, besteht dann darin, daß die kleine Jaira hinter den Coulissen von einer giftigen Schlange gestochen wird und stirbt. Die des dritten darin, daß Frau Anne, mit Gott und Welt zerfallen, im Traum den Himmel und im Himmel ihr Kind sieht. Was übrigens den Himmel betrifft, so hatte Herr Ober-Inspektor Brandt ihn prächtig in modern secessionistischen Geschmack eingerichtet: Eine in unbestimmten Weiten verbämmernde Landschaft, vorn schlank aufstrebende, weißstämmige Bäume und hochgewachsene Lilien, zwischen denen weißgekleidete Engel hin und wiedergehen. Als die kleine Jaira, von Petrus herbeigeführt, die Mutter erkennt, tröstet sie dieselbe mit etwas alltägling klingender Engelweisheit. Es macht einen recht peinlichen Eindruck das Kinderstimmchen in feierlichen Heiltsarmonien wieder und wieder erklingen zu hören: Ich bin in Gott und Gott in mir. Dann erklärt sie, sie habe schon oft um die Mutter herumgeschwebt und am nächsten Tage wieder sie ihr dreimal erscheinen.

Im letzten Akt wartet Frau Anne, zum erstemal wieder festlich angezogen, in fieberhafter Erregung auf die Verheißung. Es kommt ein Bettlerkind, dann eine Bettlermutter, einem Säugling in Arm, die mit kleiner Gabe abgefunden werden, endlich ein Brief aus der fernem Heimat, in der Amnes Mutter schreibt: Gott ist in der Liebe. Und nun wird ihr die Erlösung zu teil. Das waren die Erscheinungen, in der ihr Kind ihr hatte nahen und sie zu einem neuen Leben dienender, werththätiger Hilfeleistung hatte nahen wollen. Es trifft sich, daß in demselben Augenblick auch ein Bote von Astolph dem Großen anlangt mit der Nachricht, der Feind sei aufs Haupt geschlagen und vierzig Dörfer lagen eingeäschert. Ein Priester — doch vermutlich einer von denen, die für die blutigen Siege ihres Landesherren den Segen Gottes in der Kirche herabgebetet haben — appelliert darauf im Namen eben dieses Gottes mit fulminanter Rede an Amnes „landesmütterliches Herz“. Und siehe da, sie, die „Landesmutter“ drückt das Kind der Bettlerin an ihr Herz — und all' den Leuten aus den vierzig Dörfern wird geholfen werden!

Die Verse sind genau so schemenhaft, so dünn und abgegriffen, wie die Fabel selbst, ein klingendes Reimspiel, dessen Monotonie nirgends durch ein überraschendes, eigen geprägtes Wort von tieferem Klang unterbrochen wird. Aber die Prosa in einzelnen, offenbar scherzhaft gemeinten Szenen ist noch schümmer wie diese Poesie. Trotz alledem: das Publikum des Schauspielhauses war hochzufrieden mit dem Poeten. Man fand die Kinder allerliebst, den Himmel reizend, Frau Anne mit den langen blonden Haaren äußerst rührend und klaffste voll Begeisterung Beifall. —

Musik.

Zu jeglicher Pflege der rebenden Künste wird stets die schwierige Frage wiederkehren, ob man ältere Werke möglichst so ausführen soll, wie sie zu ihrer Zeit aufzuführen waren, oder so, wie es den gegenwärtigen Darstellungsmitteln entspricht. Sollen wir für Shakespeare die altenglische Bühne mit ihrer primitiven Scene wiedererwecken oder ihn in Stil der Meininger wiedergeben? Wenn wir ihn in unsrer Sprache, mit unsrer Bildung usw. hören, so wird es wohl nur Konsequenz sein, ihn auch sonst zu modernisieren? Für die Musik liegen ähnliche Probleme bei dem Oratorium von Händel (1685 bis 1759) vor, die noch dazu oft so dürftig überliefert sind, daß es ohne Bearbeitung nicht abgeht. Da sind nun mehr oder minder üppige Modernisierungen unausbleiblich. Der feinsinnige Viederkomponist Robert Franz hat die Hälfte seines Lebenswerkes auf solche Herstellungen verwendet, zu großem Verdruß der „historisch“ gestimmten Gegner. Jedenfalls ist zu bedauern, daß wir französische Bearbeitungen selten zu hören bekommen. Die entgegengelegte Richtung hält an der „geschichtlichen Treue“ fest und will gerade das Primitive der Alten möglichst zur Geltung bringen; beispielsweise läßt man hier die Bläser während einer Gesangsstelle schweigen, wo der Modernisierer sie mißpielen heißt. Der vor einigen Monaten verstorbene Chrylander, der fast seine ganze Lebensarbeit der Pflege Händels gewidmet, gab sich viele Mühe, Händelsche Oratorien im historischen Sinne zu bearbeiten und in eigener Werkstatt zu stehen; doch hat der stille Gelehrte diese Arbeiten der Veröffentlichung entzogen, so daß bei den jetzt häufiger werdenden Händelaufführungen nach Chrylander die Noten aus dem Familienbesitz erbeten werden. Natürlich hatte man auch wieder der Altstimmter die Gegner auf dem Hals: angenommen, daß es mit der historischen Echtheit wirklich stünne, so konnte doch ein so dünnere Klang heraus, daß wir Hörer von heute unbefriedigt bleiben. Ich möchte noch besonders auf den Mangel an Klangfülle in den tiefen Tönen hinweisen; gerade darin ist aber das Instrumentieren seit jener Zeit beträchtlich fortgeschritten, so daß uns ein Chrylander-

Händel, zumal bei der ganz zaghaften Verwendung der Orgel, streckenweise in der Luft zu schweben scheint. Freilich erzielt dieser Purismus an günstig gearteten Stellen wundervolle Wirkungen: im „Josua“ ist gegen Ende der dreiteilige Chor mit den paar Begleitstimmern der Orgel, an deren Stelle erst zum Abschluß ein gewaltiges Orchesterpausen tritt, von einem ganz eigenartigen Zauber. Gerade an diesem Oratorium Händels, einem seiner spätesten, hat Chrylander durch verändertes Gewicht der einzelnen Bestandteile eine besonders interessante Eigenarbeit geleistet.

Herr Musikdirektor C. Mengewein führte uns am Sonntag im Namen des „Ausschusses zur Veranstaltung von Volksaufführungen“ den „Josua und Dithuiel“ vor (wie das Werk bei Chrylander heißt), und wird ihn am nächsten Freitag nochmal bringen. Der Grundzug von Händels Schaffensart ist wichtig-gehaltvolle Größe; die magere, mehr auf Klangfeinheit ausgehende Chrylanderung nimmt davon ein gut Stück weg; bleibt für den Dirigenten die besondere Aufgabe, in den Vortrag hinreichende Macht, erschütternde Gigantentritt hineinzulegen. Herr Mengewein hat sich mit der Zusammenhaltung seiner Musiker und mit der Herausarbeitung vieler Feinheiten ein beträchtliches Verdienst erworben, darf aber doch gebeten werden, bei der Wiederholung sowie bei späteren ähnlichen Veranstaltungen gewichtiger, energischer, temperamentvoller ins Zeug zu gehen. Vor allem waren einige Zeitmaße zu langsam; so der Marsch zu Anfang des zweiten Teiles (man lasse sich nicht durch die Bezeichnung „Grave“ täuschen), der zweite Chor im 3. Teil und einigermassen auch der dritte Chor darin. Ferner müßten doch Stücke wie die „Kriegerische Musik“ gegen Ende des zweiten Aktes und der Chor zu Anfang des dritten Teiles mit schärferen Takt-Accenten genommen werden. — Ueber die Mitwirkenden erteilen wir am besten dadurch, daß wir die eine treffliche Sängerin, die Altistin Martha Stapelfeldt, weiterer Aufmerksamkeit empfehlen.

Hätten wir das Chronisteninteresse für die eingehende Behandlung kleiner Tagesereignisse, so würden wir im Augenblick viel zu thun bekommen. Das Opernhaus hat wieder einmal eine Premiere verschieben müssen und begnügte sich am neulichen Freitag mit der Neueinstudierung eines Einakters „Mara“. Der Komponist, Ferdinand Hummel (geb. 1855), nicht zu verwechseln mit dem Klassiker-Epigonon F. N. Hummel (1778—1837), konnte für die freundliche Wiederaufnahme seines, einer solchen entschieden würdigen, Werthens persönlich danken. Er hat einen grüßlichen Blutrache-Stoff mit einer Müßel von sozusagen tüchtiger älterer Art“ versehen, die doch vor scharfer Charakteristik nicht zurückzucken. Mit einer verhältnismäßig guten Leistung von Fräulein Rothausen in der Titelfrolle ging dem auch die Aufführung (Dirigent: von Strauß) befriedigend ab. Von der daran angeschlossenen Wiedergabe der „Cavalleria rusticana“ Mascagnis läßt sich besonders über eine sorgsame Regie berichten. Die zum Schluß gegebene „Slawische Brautwerbung“, ein typisches älteres Ballett (Dirigent: Steinmann) wurde heruntergezeigt, wie man eben etwas herunterzeigt. —

sz.

Notizen.

- a. Der Riesenerfolge eines Romans. 500 000 Exemplare wurden von dem Roman „David Garun“ des Amerikaners Edward Ropes Westcott verkauft, ein Erfolg, der fast dem von „Onkel Toms Hütte“ gleichkommt. Der Dichter schrieb das Buch, während er an einer unheilbaren Krankheit litt. Sechs Verleger hatten das Buch zurückgewiesen! Erst der siebente, die Firma Appleton und Co., nahm es an. Westcott konnte noch die Korrektur lesen; dann starb er. Von dem Buch sind bis jetzt 650 000 Exemplare gedruckt. —
- Die Schiller-Theater-Filiale im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater beginnt am 1. September ihre Spielzeit; das Personal des Schiller-Theaters wird für diese Bühne durch Neuenagements verstärkt werden. —
- Die „Elf Scharfrichter“ veranstalten ihre Aufführungen im Künstlerhaus am 10., 11., 13., 14., 15. und 16. April. Subskriptionen werden nur bis zum 5. April berücksichtigt. —
- Das neue Leipziger Schauspielhaus wird am 10. September mit Schillers „Demetrius“ in der Laubeschen Bearbeitung eröffnet werden. —
- Die öffentliche Hauptprobe zum 10. Sinfonie-Abend der kgl. Kapelle findet am 27. März, abends 7 1/2 Uhr, statt. Zur Aufführung gelangt Beethovens „Neunte Sinfonie.“ —
- A. Goodrich schildert in „Worlds Wort“ den ungeheuren Aufschwung, den der Tabak in Connecticut dadurch genommen, daß man die Felder mit Zeltdecken überwölbt. Unter diesen Zelten herrscht beständig eine tropische Wärme. Der Regen dringt nur in Gestalt eines feinen Nebels hindurch und die Insektenplage ist auf ein Minimum reduziert. Der unter diesen Zelten gezogene Tabak, der dem besten von den Sunda-Inseln gleichkommt, trägt ca. 2 1/2 Schilling pro Pfund, während der draußen gezogene kaum einen Schilling einbrachte. Die Errichtung eines solchen Zelt-daches, daß auf 200 Pfosten ruht, kostet per Acre 50 Pfund, doch hofft man durch diese Einführung eine neue Aera in der Tabakkultur eingeleitet zu haben. —